

Nr. 236. Bromberg, den 15. Oktober 1933

Jagd im Kreise.

Kriminal-Roman von John Spencer.

(18. Fortsetzung.) (Nachdruck verboten.)

„Sie bekennen sich also schuldig, Waffen gegen die Organisation benutzt zu haben?“

„Na, hören Sie mal, teurer Meister!“ rief Roland aus. „Als Mörder — da mögen Sie ja das größte Stück sein, das je gelebt hat, aber als Richter — da sind Sie weiter nichts als ein aufgeblasener Fatzke. Und ich bin mir noch immer zu gut, um bei dieser albernen Affenkomödie von einer Gerichtssitzung, die Sie hier offenbar mit mir veranstalten möchten, noch länger mitzuhalten. Sagen Sie diesen blöden Kerls hier, sie sollen endlich kurzen Prozeß machen und mich über den Haufen schießen. Ich bin bereit.“ Die Stimme des Wisperers hatte sich verändert. An Stelle der vorherigen Drohung trat eine heuchlerische Sanftmut:

„Nur immer friedlich, Mister Blatch! Nur keine persönlichen Beleidigungen — es hat doch gar keinen Zweck, sich so aufzuregen! Ich habe ja doch gar nicht die Absicht, Sie erschießen oder gar aufhängen zu lassen! Aber Sie werden wohl verstehen können, daß ich in meiner kleinen Armee auf Disziplin halten und in solchen Fällen auch einmal ein abschreckendes Exempel statuieren muß. Mit Erschießen oder Aufhängen — mein Gott, damit müssen wir ja alle jeden Augenblick rechnen. Ganz so bequem können wir es uns in Ihrem Falle nicht machen. Darum fürchte ich, es wird nichts anderes übrigbleiben, als Sie ein bißchen zu Tode zu martern.“

Roland stieß ein gezwungenes Lachen hervor. Dann erwiderte er:

„Das sieht Ihnen ja wieder so recht ähnlich. Aber Sie können überzeugt sein, ich werde Ihren armseligen Henkersknechten hier schon zeigen, wie ein Mann zu sterben weiß, wenn sie sich wirklich an mir vergreifen wollten.“

„Nun — so töricht bin ich natürlich nicht, wie Sie anzunehmen scheinen. Im Gegenteil — ich werde meinen Leuten ganz einfach befehlen, Ihnen Gute Nacht zu wünschen und Sie allein zu lassen.“

Roland erwiderte nichts, und die Stimme fuhr fort: „Sind Sie denn gar nicht neugierig, zu erfahren, auf welche Weise Sie sterben werden?“

Roland erwiderte noch immer nichts. Der Wisperer spielte mit ihm, um sich an seiner Verzweiflung zu ergötzen. Den Gefallen wollte er ihm ganz gewiß nicht tun.

„Ach, Ihnen ist das wohl ganz gleichgültig? Sie — ziehen es wohl vor, das lieber selbst herauszufinden. Das ist wirklich Mut — alle Achtung! Aber ich muß Sie von vornherein darauf aufmerksam machen, daß es noch eine geraume Zeit dauern wird, bis Sie das herausbekommen werden.“

Das war Roland denn doch zu viel.

„Na — also dann heraus damit!“ forderte er.

„Aber gewiß — gern, Mr. Blatch. Können Sie sich an die alte Sage von Tantalus erinnern, der zur ewigen Höllenqual verdammt ist und inmitten klaren Wassers und köstlicher Früchte Durst leiden muß, den er niemals stillen kann?... Nun — Sie werden also das Schicksal des Tantalus teilen, Mister Blatch. Immerhin — das kann ich Ihnen zu Ihrer Beruhigung sagen, wird Ihre Qual nicht ewig dauern... Sie werden im Höchstfalle vielleicht noch vierzehn Tage leben, ehe Sie verdursten... Vorher aber, wie Sie sich wohl vorstellen können, wird Sie jedenfalls der Wahnsinn packen.“

Roland schien der ganze Einfall einstweilen zu absonderlich, als daß er ihn ernst nehmen konnte. Aber er wußte ja auch zur Genüge, daß mit seinem Gegner nicht zu spaßen war.

Und schon fuhr die Stimme fort: „Nummer zwei! Sie werden jetzt Mister Blatch verlassen. Vergessen Sie nicht, den Radioapparat mitzunehmen. Seine Hände sollen Sie frei lassen. Wenn er sich widersetzen sollte, so überwältigen Sie ihn einfach — aber schießen Sie keinesfalls!“

Nummer zwei nahm Roland das Taschenmikrophon ab und legte es in den Kasten zurück. Roland entledigte sich der Kopfhörer.

„Ich will euch was sagen, Kerls! Wie wäre es, wenn wir uns alle zusammentäten, um dieses kaltblütige Scheusal in unsere Gewalt zu bringen?“

„Ha — ja, wenn es ein anderer wäre, dann würden wir es schon wagen! Aber du wärst uns gerade der rechte Kumpan dazu, nachdem du Nummer vier um die Ecke besorgt hast!“

Roland packte der Zorn über diese freche Antwort. Mit einer raschen Bewegung richtete er sich aus dem Sessel auf und versetzte Nummer zwei einen krachenden Schlag zwischen die Augen.

Sofort fielen die beiden anderen über ihn her, und es entspann sich ein wilder Kampf mit der Übermacht. Roland selbst war nicht sehr bedenklich in der Wahl seiner Mittel, denn sportliche Methoden waren hier doch nicht am Platze. So schlug er mit den Füßen aus und stieß mit dem Kopf, während er mit den Armen nach allen Seiten herumfuchtelte. Dazu brüllte er mit höchster Stimmkraft.

Der Kampf dauerte überraschend lange, bevor er zu seinem unvermeidlichen Ende kam. Mit seinen gefesselten Oberschenkeln und Fußgelenken hatte Roland keine Aussicht auf einen Endsieg. Aber die drei Gegner bluteten sämtlich und trugen alle ihre Beulen davon, ehe sie ihn auf den Boden hatten. Noch immer bäumte er sich empor, und sie konnten ihn nicht anders bändigen, als daß zwei seine Arme festhielten, während der dritte auf seiner Brust saß.

„Macht die Tür auf. Laßt ihn nur ruhig brüllen!“ keuchte Nummer zwei. Der eine von seinen Begleitern leistete der Weisung Folge und ließ Rolands rechten Arm los, den dieser prompt Nummer zwei in den Magen stieß. Der Kampf drohte von frischem anzufangen.

„Jetzt, sobald ich das Kommando gebe — alle beide durch die Tür hinaus!“ sagte Nummer zwei, als sie Roland wieder in ihre Gewalt bekommen hatten. „Los!“

Gleichzeitig sausten alle drei von ihm fort. Bevor Roland sich vom Fußboden aufrichten konnte, waren sie zur Tür hinaus, hatten sie hinter sich zugeschlagen und verriegelt.

Nachdem er wieder etwas zu Atem gekommen war, löste er zunächst einmal die Fesseln. Dann riß er sich die Theaterbandagen vom Kopf, mit denen er gehofft hatte, Connie täuschen zu können.

„Weiß Gott! Ich glaube, dieses Frauenzimmer hat die ganze Zeit über gewußt, was los war und ein bißchen Delila gespielt. Hu! Der Ringkampf hat mir Spaß gemacht. Nun wollen wir uns erst einmal ein bißchen in dieser Räuberhöhle umgucken."

Der Tür schenkte er kaum einen Blick. Da war gewiß nichts zu machen — das war ein zu naheliegender Angriffspunkt. Dann versuchte er es mit der Wand und stieß mit der Schulter gegen die Täfelung. Aber da war auch nichts zu wollen. Dann stellte er mit wachsendem Schrecken fest, daß das Zimmer überhaupt kein Fenster hatte. Also blieb nur noch die Decke. Im Verhältnis zur Länge des Zimmers schien sie ja ziemlich niedrig, aber sie war immer noch zu hoch, um sie zu erreichen, auch wenn man sich auf den Sessel stellte. Er setzte noch einen von den anderen Stühlen auf den Armsessel. So konnte er die Decke berühren. Aber auch sie war aus festem Holz, wie die Wand, und alf alle Fälle widerstandsfähig genug, als daß man sich ohne Werkzeug hindurcharbeiten konnte.

„Hm! Es ist doch vielleicht besser, sich erst einmal die ganze Sache zu überlegen. Aber was hat der verdammte Schuft da nur vom Tantalus und vom Verdursten gefaselt? Damit scheints doch keine Not zu haben!"

Allerdings — der Kampf hatte ihm Durst gemacht, und sein Mund war ihm noch von dem Knebel her ziemlich trocken. Aber da drüben stand ja die Anrichte mit dem herrlichen Obst. In einer Schale lag eine große, saftige Ananas, in einer anderen war eine Pyramide von Orangen aufgebaut, in einer dritten lagen köstliche schwarze Weintrauben: „Das ist jedenfalls besser als nichts, alter Junge — brrrh!" Mehr konnte er nicht hervorbringen als diesen Schmerzensruf. Er stand jetzt etwa zwei Meter von der Anrichte entfernt, unfähig, sich vorwärts oder rückwärts zu bewegen, während ein ungeheurer Schmerz ihm in den Beinen hochfuhr und jede Bewegung lähmte.

Drei Sekunden und noch länger hielt er diesen Schmerz aus. Dann warf er seinen Oberkörper so weit zurück, daß er das Gleichgewicht verlor und von der elektrischen Metallplatte fortkollerte, auf die er geraten war, als er auf die Anrichte zustrebte. „So ein teuflischer Einfall!" Roland ging zum Polstersessel zurück und ließ sich darin nieder, um über seine Lage nachzudenken. Sehr verheißungsvoll sah das ja nun wirklich nicht aus! Da fiel sein Blick zufällig auf den Holzkasten neben der Tür — und schon kam ihm eine neue Erleuchtung.

„Eine Radioanlage — mitsamt dem Mikrophon, das ist ja großartig — sie haben vergessen, das mitzunehmen... Daran war der Kampf schuld!"

In heller Begeisterung schlug er sich vergnügt auf die Schenkel... Die Polizei lauschte Tag und Nacht, das wußte er, auf die „Kästchen" — in der ständigen Hoffnung, dabei irgend etwas zu ergattern, das sich als nützlich erweisen konnte —, und die meisten Zeitungsredaktionen taten das gleiche.

Und wie stand es mit dem Wisperer selbst? Es war ja doch noch nichts Neues geplant, und so würde er wohl nicht mit abhören. Jedenfalls konnte es nichts schaden, wenn man es einmal versuchte. Er griff rasch nach dem Mundstück des Taschenmikrophons. Dann aber zuckte er wieder zurück. Wenn er jetzt die Polizei anrufen würde, dann konnte man ihn ja verhaften... Nun, noch lieber das als verdursten!

„Hallo, hallo, hallo! Hier ist ein Opfer des Wisperers!„ — Fünf Minuten lang hörte er nicht auf, in den Schalltrichter hineinzurufen. Dabei fiel ihm ein, daß er sogar auf Antwort rechnen könnte. Denn mit dem Auto des Wisperers war ja der Polizei in der Mordnacht auch eine Sendeanlage von der gleichen Art in die Hände gefallen. Er legte also die Kopfhörer an und wartete. Schon nach ungefähr zehn Minuten hörte er eine Stimme:

„Hier ist Scotland Yard! Wer sind Sie?"

„Roland Blatch", antwortete er ohne Zögern. „Ich hatte mich der Bande des Wisperers angeschlossen, um ihm eine Falle zu stellen, und bin dabei in seine Hände geraten. Er hat mich hier irgendwo eingesperrt, um mich dem Verdursten auszusetzen... Nein, ich weiß nicht, wo ich bin..." „Wir werden versuchen, Sie zu finden. Wenn Sie noch ein paar Stunden lang in dieser Weise weiter sprechen können, so müssen wir Sie mit dem Radiogoniometer finden... Es ist ganz gleichgültig, was Sie sagen... Sprechen Sie nur irgend etwas, so etwa alle halbe Minuten."

„Jawohl, ganz recht! Besten Dank!" sagte Roland. Dann wiederholte er den Satz, nahm seine Uhr heraus und wiederholte die Wendung alle dreißig Sekunden. Als ihm das auf die Dauer zu eintönig wurde, fing er an, laut zu denken:

„Hier ist Blatch. Das ist ja großartig! Der Wisperer wird verdammt klein werden... verdammt klein... verdammt klein...!"

Das Kampffieber hatte ihn gepackt — die Jagdlust gegen dieses Scheusal in Menschengestalt, dem er schon so nahe auf den Leib gerückt war. Er scherte sich nicht im geringsten mehr darum, was mit ihm selbst geschehen würde, wenn er in die Gewalt der Polizei geriet.

Nach Ablauf einer Stunde meldete sich Scotland Yard:

„Bleiben Sie auf Ihrem Posten. Wir haben jetzt fünf große Wagen für Sie laufen."

Fünf Wagen in allen Richtungen der Windrose! Und in jedem Wagen ein Radiogoniometer — dieses wunderbare Instrument, das ihm Rettung bringen sollte! Er malte sich aus, wie sie inzwischen arbeiteten. Ein Wagen würde einen halben Kilometer fahren — und das Instrument würde anzeigen, daß sich der Wagen vom Sender fortbewegte. Eine rasche Änderung der Richtung, und das Instrument würde dartun, daß der Wagen sich dem Ziele wieder näherte.

Natürlich würde es dabei Aufenthalte und Zwischenfälle geben. Denn der Radiogoniometer würde natürlich stets in gerader Richtung zeigen, während doch die Straßen Kurven machten oder nicht immer in der gleichen Himmelsrichtung fortliefen. Der Wagen mußte selbstverständlich auch einmal irrefahren — aber man würde es stets ganz genau beobachten können, wenn er etwa von der Spur abwich, und konnte den Fehler stets rechtzeitig wieder gutmachen.

Fünf Wagen also zogen in immer engeren Kreisen um ihn herum, um den Wisperer zu besiegen.

Gegen Ende der zweiten Stunde hatte sich schon etwas von seinem Kampffieber verloren. Aber noch immer trug ihn die Hoffnung hoch. Soviel stand jedenfalls fest — er brauchte wenigstens nicht den schrecklichen Tod des Verdurstens zu sterben, den der Wisperer für ihn ausersehen hatte.

Dann sprach wieder Scotland Yard:

„Es ist nicht notwendig, daß Sie noch weiter senden. Vielleicht werden Sie ein wenig ausruhen wollen?"

„Wie?" schrie Roland. „Was soll denn das heißen? Ist denn..."

„Wir bedauern, Ihnen sagen zu müssen, daß diese Methode zwecklos ist", lautete die Antwort. „Unser Sender steht in direkter Verbindung mit Ihnen. Aber der Ihrige ist auf eine andere Welle eingeschaltet — und wird erst durch Umschaltung an uns weitergeleitet."

„Mein Gott — das ist ja zum Auswachsen! Können Sie denn die Zwischenstation nicht aufspüren?"

„Ebensowenig ,wie wir es bisher bei den früheren Vorfällen konnten. Der Apparat ist dauernd in Bewegung. Wahrscheinlich befindet er sich auf einem fahrenden Auto. Aber wir tun selbstverständlich für Sie, was in unseren Kräften steht, Mr. Blatch!"

„Ja — sie tun, was in ihren Kräften steht", murmelte Roland. „Genau das, was sie zu allen Opfern des Wisperers sagen. Und bisher haben sie noch gar nichts getan!"

Er lehnte sich in seinen Klubsessel zurück und versank in tiefste Verzweiflung. Dabei hatte er aber ganz vergessen, die Kopfhörer wieder abzunehmen. Da sprach plötzlich zu seinem Erstaunen auf einmal eine andere Stimme zu ihm — die Stimme des Wisperers selbst:

„Sie haben gehört, wie ich Nummer zwei anwies, den Apparat mitzunehmen. Aber das war nur ein kleiner Scherz von mir. Denn schon zuvor hatte ich ihm befohlen, diese Weisung nicht zu befolgen. Ich wollte Ihnen Gelegenheit geben, Ihren bewährten Scharfsinn noch ein wenig anzuspannen, und freue mich, daß ich mich in Ihnen nicht getäuscht habe. Zwischen uns, Mr. Blatch, einem so intelligenten jungen Manne, wie Sie es sind, und mir, sollte die Geschichte vom Tantalus doch noch eine ganz besondere Nuance erhalten — dank dem Radio!"

„Wollen wir nicht ein kleines Geschäft miteinander machen, Wisperer? Lassen Sie mich hier heraus, und ich werde Ihnen dafür mal alles erzählen, was ich von Ihnen weiß!"

Forts. folgt.

Der Hofmarschall befiehlt!

Humoreske von Anne-Marie de Grazia-Dresden.

Mitten im Herzen Deutschlands herrschte in der Vorkriegszeit über ein sehr malerisch gelegenes, aber nicht gerade durch Umfang ausgezeichnetes Ländchen ein schon ziemlich bejahrtes Fürstenpaar, das sich aber seine jugendliche Begeisterung für die Künste nicht nur der Überlieferung wegen, sondern auch aus eigener Vorliebe bewahrt hatte. Der Hofmarschall mußte dafür sorgen, daß in jedem Winter das entzückende kleine Theater für eine vierteljährige Spielzeit an einen tüchtigen Direktor verpachtet wurde, der nicht nur dem eigenen Beutel, vielmehr auch echter Kunst zu dienen hatte. Da die Pachtsumme sehr gering war, der Titel „Fürstlicher Hoftheaterdirektor" aber lockte, regnete es geradezu Bewerbungsschreiben.

Der glückliche Direktor, auf den die Wahl gefallen, hatte mit seinem schon in einem anderen Stadttheater gut eingeschulten Personal die Spielzeit mit Erfolg eröffnet und die zur Aufführung bestimmten Stücke bekanntgegeben, als sich plötzlich ein dunkler Schatten auf das stolzgeschwellte direktoriale Haupt herabsenkte. Vom Hofmarschallamt war nämlich die nicht zu enträtselnde Botschaft gekommen: Direktor und Spielleiter sollten bei der Besetzung der weiblichen Hauptrolle die Darstellerin aufs genaueste auf — körperliche Eignung untersuchen.

Die Menschen sind bekanntlich keine Engel! Das Bühnenvölklein aber steht von jeher im Verdacht, daß es mit einer ausgibigen Dosis Witz, der mit einem Schuß Frivolität gemischt ist, gesegnet worden sei. Von dem direktorialen Bureau flog denn auch im Nu jenes verschmitzte, mephistophelische Lächeln hinaus, setzte sich in den Mundwinkeln des Bureaupersonals fest, und mit der Schnelligkeit des fixesten Flugzeugs geriet es mitten unter die Mimenwelt. Überflüssig wäre es zu erwähnen, daß der ursprüngliche Befehl mancherlei Deutungen erlebte, daß jeder und erst recht jede so viel dazu phantasierten, bis aus der Mücke jener bekannte Elefant geworden war, der den wirklichen an riesenhafter Größe übertrumpfte.

Zur Steigerung der etwas verfänglichen Situation trug aber auch der Umstand bei, daß gerade die Darstellerin jener Rolle eine zwar sehr schöne, aber auf ihren Ruf als anständige Frau ungemein bedachte Künstlerin war. Sie stammte aus sehr guter Familie, hatte sich nur aus Begeisterung der Bühnenlaufbahn gewidmet und war ungemein begabt für das Fach der eleganten Salondamen. Als eine boshafte Kollegin ihr brühwarm die Forderung des Hofmarschalls wie einen Nadelstich versetzte, wurde ihre Entrüstung so groß, daß sie schnurstracks zum Direktor lief und sich derartige Gerüchte aufs entschiedenste verbat.

Als der Theaterleiter die Schauspielerin so zornsprühend vor sich sah, wurde ihm höchst unbehaglich zumute, denn ihm schwante, daß er das Kunststück nie zuwege bringen könne, den Wunsch des Hofmarschalls und diese so temperamentvoll ihre Tugend Verteidigende unter einem Hut zu vereinen. Unwillkürlich verglich er die hochgewachsene, vollendet schön gebaute Künstlerin mit der Fürstin, die, trotz aller steifen Würde, doch schon recht gebrechlich aussah, und da seine Moral auf sehr tönernen Füßen stand, begann er im sanftflötenden Ton: „Aber ich bitte Sie, mein liebes Fräulein Amanda, warum regen Sie sich nur über diesen Fall so sehr auf?! Er ist doch für Sie ungemein schmeichelhaft, und ich finde es höchst scharmant von Seiner Durchlaucht, daß sie so viel Gefallen an Ihnen findet und dieses sogar dem Hofmarschall beichtet!"

„Wie?! Schmeichelhaft nennen Sie das, Herr Direktor?! Nun, ich sehe schon, wir reden aneinander vorbei! Für gewisse Dämchen, welche die Bühne nicht als Kunstinstitut betrachten, sondern nur dazu benutzen, um leichter zu einem reichen Mann zu kommen, mag die Huldigung von so einer alten, wackeligen, obendrein verheirateten Durchlaucht schmeichelhaft sein; aber ich habe so eine fragwürdige Auszeichnung weder als Frau noch als Künstlerin nötig! Ich denke somit auch gar nicht daran, mir eine derartige Zumutung gefallen zu lassen!"

„Ja, aber mein liebes Fräulein Amanda, Sie bringen mich dann in einen äußerst fatalen Konflikt! Hie Befehl des Hofmarschalls! Hie Ihre Weigerung! Die ich übrigens nicht zu berücksichtigen brauche, weil unser gegenseitiger Vertrag ja die Befolgung jeder meiner Anordnungen fordert!"

„Ach! Wirklich? Solche Auslegung geben Sie einem rein geschäftlichen Vertrag?! Nun, es ist gut, daß ich das aus Ihrem eigenen Munde höre, so kann ich wenigstens endlich einmal vor aller Welt enthüllen, wie unsittlich in jeder Hinsicht unsere Bühnenverträge sind!"

„Aber mein bestes Fräulein, Sie werden doch wohl nicht einen Skandal heraufbeschwören wollen?"

„Ja, das werde ich, Herr Direktor!"

„Dann entlasse ich Sie auf der Stelle!"

„Immer besser! Tun Sie das nur!"

Gerade als die Gemüter diesen Grad von Siedehitze erreicht hatten, steigerte sich das wiederholte Pochen an der Tür zu gewaltigem Gepolter. Der einem wutschnaubenden Löwen gleichende Direktor brüllte zornflammend: „Herein!" und fauchte auf der Stelle das eintretende Faktotum des fürstlichen Hoftheaters an, das jeder Direktor auf Befehl Seiner Durchlaucht als Theaterdiener beschäftigen mußte: „Was fällt Ihnen denn ein, da hereinzuschneien?! Habe ich Sie etwa gerufen?"

„Nein; aber weil die anderen alle gemeint haben, ich wüßte, was der Hofmarschall mit der Untersuchung auf körperliche Eignung meint, so klopfe ich schon seit einer halben Stunde darauflos."

„Na, was werden Sie schon groß wissen, Herr — na, wie heißen Sie nur gleich?!"

„Jockel heiß ich schon von meiner Geburt an, Herr Direktor!"

Der Theaterleiter lachte giftig auf: „Wie kann ein Mann mit solchem Namen etwas wissen! Aber wenn Sie schon mal da sind, so legen Sie los!"

Jockel drehte, wie er es seit Jahrzehnten bei den Darstellern der schüchternen Liebhaber gesehen, seinen Hut einmal rechts, dann links herum, räusperte sich genau so unecht wie die Bühnenkundigen und begann mit plötzlich erwachender Frechheit: „Na ja, das war so! Seine Durchlaucht hat voriges Jahr, nach der Aufführung des auch heuer zur Wiederholung befohlenen Stückes, den Herrn Hofmarschall sehr ungnädig behandelt."

„Ach was! Das wird Ihnen gerade wohl kaum auf die Nase gebunden worden sein! Erzählen Sie Ihr phantasiereiches Geschwätz jemand anderem!"

„Aber dann erfahren Sie doch nie, warum der Herr Hofmarschall die Untersuchung auf körperliche Eignung wünscht! Und dann müßten Sie das schöne Fräulein entlassen, oder sie risse Ihnen am Ende gar aus! Und dann kämen Sie um Ihren Orden, Herr Direktor! Und ich möchte Sie doch so gern mit dem Fräulein versöhnen, denn so eine große Künstlerin haben wir schon lange nicht gehabt! Darum hören Sie mich nur einmal an, Sie können ja dann machen, was Sie wollen!"

„Meinetwegen, wenn Sie schon den Schnabel nicht halten können, so schnattern Sie weiter!"

„Also das war so! Die vorjährige Schauspielerin, welche dieselbe Rolle dargestellt hat, die Fräulein Amanda heuer spielen soll, war furchtbar groß und stark, so eine richtige Riesendame, so daß alle vor ihr mächtigen „Dampf" hatten. Ihr Partner stammte aus Sachsen, und darum mußte er's ja wissen, ob's wahr ist, daß die Elbkähne halb so groß seien, wie die Füße der Riesendame waren! Na und erst die Hände! Von denen rede ich schon gar nicht! Von denen sagten sie, daß alle Boxer ganz grün würden vor lauter Neid, wenn sie die Fäuste mit der allergrößten Handschuhnummer sähen! Na ja, das hätte sonst wohl nicht viel gestört, aber gerade in dem Stück wird doch egal von den zierlichen Füßchen und den zarten Händchen, den schmalen Fingerchen der Heldin geredet — und darum hat Seine Durchlaucht nach der Vorstellung den Herrn Hofmarschall sehr höhnisch gefragt, ob er denn keine Augen mehr im Kopfe habe? Und er solle sich, damit so eine Lächerlichkeit nicht wieder an seinem Hoftheater vorkäme, künftighin aufs allergenaueste vergewissern, ob die Darstellerin der Hauptrolle nicht Füße wie Elbkähne hätte und Hände wie Elefantenpfoten!"

Dem in ein schallendes Gelächter ausbrechenden Direktor fiel ein Stein vom Herzen. Versöhnungsbedürftig ergriff er abbittend die zarten Hände der lächelnden Schauspielerin, strich zärtlich darüber hin und küßte sie mit aufrichtiger Bewunderung.

Vor der Durchtunnelung des höchsten Berges Europas.

Von Theodor Lindenstädt.

Der große Plan Adolf Hitlers zur Schaffung eines deutschen Autobahnnetzes scheint dazu beigetragen zu haben, daß man neuerdings einem anderen höchst interessanten Projekt ernstlich näher tritt: der Durchtunnelung des höchsten Berges unseres Erdteils, des Montblancs. Der Gedanke, hier eine unmittelbare Verbindung zwischen Frankreich und Italien zu schaffen, ist an sich keineswegs neu, scheiterte aber bislang weniger an den technischen Schwierigkeiten als an den wenig befriedigenden Beziehungen der beiden genannten Länder. Vor allem Italien sah seine starke Alpenfront nach der Herstellung eines Tunnels militärisch gefährdet. Nachdem neuerdings eine gewisse Entspannung zwischen Rom und Paris eingetreten ist, rechnen die Befürworter des Plans offenbar damit, daß diesem von italienischer Seite keine Hindernisse mehr in den Weg gelegt werden.

Von früheren Plänen einer Montblanc-Durchbohrung, die einen neuen Alpentunnel für den Eisenbahnverkehr ins Auge faßten, unterscheidet sich das Projekt der beiden Ingenieure Lugeon und Uljanoff in bemerkenswerter Weise. Sie wollen eine Kraftfahrstraße bauen, die in 12 Kilometer langer schnurgerader Strecke unter dem Gebirgsmassiv hinwegführt. Der Gedanke erscheint zunächst phantastisch, ist es aber keineswegs, wie die bereits seit Jahren durchgeführten Vorarbeiten, Messungen und Berechnungen bewiesen haben. Die Linienführung denkt man sich in der Weise, daß zunächst mittels zweier Kehrtunnels von einem bezw. fünf Kilometer Länge eine genügende Höhe über dem Tal von Chamonix gewonnen wird, worauf erst der eigentliche Montblanc-Tunnel beginnt, der in gerader Linie unter der 3462 Meter hohen Pointe Helbronner hinweg zu dem Ausgang auf italienischer Seite bei der Ortschaft Entrèves führt. Von hier aus läuft bereits eine gute Straße in das Tal von Aosta und weiter in die lombardische Ebene, nach Turin, Mailand und Rom.

Diese Streckenführung bietet nach Ansicht der Urheber des Plans den besonderen Vorteil, daß sie durchweg unter ewigem Eis und Schnee liegende Teile des Gebirgsmassivs durchbohrt, weshalb man im Innern des Berges die bei ähnlichen Tunnelbauten so sehr gefürchtete Hitze stark gemildert zu finden hofft. Besonders beim Bau des Simplon- und des Lötschbergtunnels mußten wegen der unerträglichen Temperaturen kostspielige Kühlanlagen eingerichtet werden. Beim Montblanc-Tunnel rechnet man mit einer Höchsttemperatur von nur 38 Grad — gegenüber 55 Grad beim Simplon —, selbst diese dürfte nur auf einer Teilstrecke von drei Kilometern Länge zu finden und durch gewöhnliche Lüftungsanlagen zu bewältigen sein.

Alle Untersuchungen des Montblancmassivs vom geologischen Gesichtspunkt aus haben es als für Tunnelbauten recht geeignet erwiesen. Sehr schnell stößt man auf kristallinisches Gestein, das, da es reichlich mit Glimmer durchsetzt ist, sich leicht bearbeiten läßt. Das Innere des Berges besteht vorwiegend aus Granit von verschiedener Härte, der keine besonderen Schwierigkeiten bieten dürfte. Vor allem wird mit den oft so gefährlichen Wassereinbrüchen hier kaum zu rechnen sein.

Gleich allen neueren großen Eisenbahntunnels will man auch diesen ersten Autostraßentunnel als Doppeltunnel anlegen. Er soll aus zwei parallel zu einander laufenden kreisrunden Galerien von 6,5 Metern Durchschnitt bestehen, die in Abständen von je einem Kilometer durch fünf Meter breite Durchbrüche miteinander verbunden sind. Außer Zweckmäßigkeitsgründen — im Falle einer zeitweiligen Außerbetriebsetzung eines Teils eines Tunnels kann der Verkehr durch den anderen umgeleitet werden — sprechen für die Wahl der Doppelanlage vor allem wirtschaftliche Gründe, da die beiden Parallelstollen sich billiger stellen als ein einzelner Tunnel von entsprechend größerem Durchmesser.

Das feste Gestein, aus dem das Montblancmassiv durchweg aufgebaut ist, erleichtert die Arbeiten außerordentlich, da die in anderen Fällen erforderlichen, so außerordentlich kostspieligen Mauerarbeiten so gut wie völlig in Wegfall kommen. Die Kostenberechnung, welche die geistigen Väter des Plans vorlegen, erscheint daher auch recht günstig. Berücksichtigt wurde dabei die 19,1 Kilometer lange Gesamtstrecke von Chamonix nach Entrèves, mit allen Straßenbauten, Tunneln, verschiedenen Gebäuden für Zolldienst und Verwaltung, außerdem die Kosten der Vorarbeiten. Unter Einschluß eines Postens für unvorhergesehene Ausgaben rechnet man mit einem Gesamtkostenaufwand von 300 Millionen französischen Franken, mithin rund 50 Millionen Mark. Auf der Einnahmeseite ist eine Abgabe von 25 Franken für jeden den Tunnel benutzenden Kraftwagen vorgesehen, nötigenfalls auch noch ein Zuschlag für jeden Insassen oder — bei Frachtwagen — für eine bestimmte Gewichtsmenge.

Die Bedeutung des großzügigen Planes liegt auf der Hand. Die neue Verbindung wird nach ihrer Fertigstellung nicht allein den französisch-italienischen Warenaustausch weitgehend beleben, sondern auch dem Reiseverkehr in die Hochalpen neuen Aufschwung verleihen. Heute kreuzen etwa zwei Millionen Kraftwagen die französisch-italienische Grenze bei Ventimiglia. Etwa ein Drittel davon, rund 600 000, hofft man auf die Straße unter dem Montblanc hinweg ablenken zu können, wobei dann die erwähnte Abgabe von 25 Franken je Kraftwagen zur Deckung der Kosten ausreichen würde. Dabei ist noch nicht in Rücksicht genommen, daß eine derartige bequeme und gefahrlose Verbindung zwischen Paris-Genf einerseits und der Apenninenhalbinsel andererseits auch zahlreiche Kraftfahrer aus Nordfrankreich, Großbritannien, Holland und Belgien, ja auch aus dem Westen und Süden Deutschlands zur Bevorzugung dieser neuartigen Verbindung nach dem Süden veranlassen mag. Die Tatsache allein, daß dieser neue Weg als doppelte „Einbahnstraße" durch den höchsten Berg Europas dem Kraftwagen vorbehalten sein soll, zeigt, daß die im Bau des deutschen Autobahnnetzes zum Ausdruck kommende Überzeugung von der Bedeutung des Kraftwagens im Fernverkehr sich überall durchzusetzen beginnt.



*** Gemüt.** „Herr Apotheker, schmecken Sie doch mal das weiße Pulver, ob das Zucker ist."

„Hm, Zucker ist es bestimmt nicht."

„Hat meine Frau doch recht, dann ist es die Tüte mit Rattengift."

*** Auch richtig.** „Wer kann mir einen Vogel nennen, der nicht mehr existiert?"

„Der Kanarienvogel."

„Wieso?"

„Unsere Katze hat ihn gestern gefressen."

*

Kindermund.



„Sag mal, Papa, ist Mädchenhandel eigentlich erlaubt?"
„Nee, Junge — wie kommste denn auf so 'n Quatsch?"
„Na, es gibt doch überall Mädchenhandelsschulen!"

Verantwortlicher Redakteur: Marian Hepke; gedruckt und herausgegeben von A. Dittmann T. z o. p., beide in Bromberg.